

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

1.7.1934 (No. 26)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 26



1. Juli 1934

Gottlieb Graef / Sprachentartung

Halt' fest auch in der Sprache
An deiner Stammesart!

Nach jahrhundertlangen Nöten und Kämpfen ist es in unseren Tagen endlich gelungen, der unseligen politischen Zerissenheit und Sonderbündelei der einzelnen deutschen Staaten, Städtchen und Parteien ein dauerndes Ende zu bereiten und unter Beseitigung der Grenzpfähle alle Volksgenossen ohne Unterschied zu einem gemeinsamen Volk und Reich zusammenzuschließen. Ueber diesen großen politischen Errungenschaften dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß, wie jedes Einzelwesen, so auch jeder Volksstamm seine durch Himmelsstrich und Vererbungsgefeß bedingte und geheiligte Eigenart besitzt. Diese Mannigfaltigkeit des Denkens, Empfindens und der Lebensführung eines Volks findet ihren Ausdruck in dessen Sitten und Bräuchen, am schönsten und bedeutungsvollsten in der Sprache. Wie aber der Persönlichkeitswert des Menschen nicht zum geringsten von der Bewahrung seiner Besonderheit abhängt, so sollen auch die deutschen Stämme um der Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit und Selbstachtung willen die ihnen eigene Wesensart nicht verleugnen. Leider ist es hiermit bei uns Süddeutschen, zumal in der Sprache, oft recht übel bestellt. Während es dem Preußen auch bei längerem Aufenthalt jenseits der Mainlinie niemals einfällt, seine Ausdrucksweise zu ändern, passen wir uns nur allzu leicht der nordischen Sprechart an, als ob die unsrige nicht ebenso richtig und ebenso schön wäre und nicht dieselbe Daseinsberechtigung hätte. Das Schlimmste dabei ist die zeitweilige Uebernahme offenkundig falscher und geschmackloser Sprachbildung.

Im Laufe der Zeit haben sich in unser gutes Süddeutsch viele norddeutsche Fremdkörper eingenistet, die keineswegs eine Bereicherung oder Verbesserung der heimischen Sprache bedeuten, sondern als überflüssiger verflachender Ballast und nicht selten geradezu als Schädlinge zu betrachten sind. So hört man gegebenenfalls heute bei uns: „Der Junge bekam Haue, dazu noch eine Backpfeife und eine auf die Fresse, weil er dem Mädel die Butterbemme samt der mit Sahne bestrichenen Semmel weggenommen hatte.“ Bisher pflegte hierzuland der Knabe oder Bub bei üblem Verhalten Schläge, Hiebe oder Prügel und als Zugabe noch eine Ohrfeige, bei ungezogener Widerrede eine Maulschelle zu bekommen, während das artige Mädchen allenfalls mit einem Butterbrot oder mit einem mit Rahm bestrichenen Wecken belohnt wird. Aber das gilt vielen unserer Landsleute nicht als vornehm.

Und vollends gar die Jungen und die Mädels. Welch herrliche Bereicherung unserer Heimatsprache! Wäre den großen deutschen Dichtern und Sprachbildnern der klassischen Zeit der bestirrende Zauber dieser einzigartigen Wörter ausgegangen, so hätte Schiller wohl geschrieben: „Die züchtige Hausfrau lehret die Mädels und wehret den Jungen.“ Vielleicht wird mangelndes Sprachgefühl und charakterschwaches Stammesbewußtsein über kurz oder lang diese famose Mehrzahlbildung mit dem gleichen Recht auch noch auf die Knabens, die Bubens, die Döhsens sowie auf die Segels, die Mantels, die Esels ausdehnen. In der

Tat hörte ich in Säckingen an der Mittagstafel einmal einen gebildeten Mannheimer Handlungsreisenden mit 8 Zentimeter Siebtrahengröße allen Ernstes von den Gepäckträger sprechen. Zudem wir die „Jungens“ und die „Mädels“ als unschöne und falsche sprachliche Auswüchse neidlos den betreffenden nordischen Landesteilen überlassen und allenfalls noch das „süße Mädel“ dem Operettenjargon zugute halten, lehnt unsre ehrliche süddeutsche Sprache den Gebrauch jener ihrem Wesen durchaus unangemessenen Wortbildungen mit aller Entschiedenheit ab, da sie nur Knaben, Buben und Söhne sowie nur Mädchen und Töchter oder mundartlich Mädle und Maidle kennt.

Als ich einst die Vorschläge zu dem im Jahre 1877 erbauten Postgebäude in Freiburg im einzelnen auf gut hadisch als Zimmermannsarbeit, Schreinerarbeit, Blechenerarbeit, Kupferschmiedarbeit, Pflastererarbeit usw. überschrieben hatte, wurden bei deren in Berlin erfolgter Prüfung diese süddeutschen Benennungen mit roter Tinte durchgestrichen und durch die märkischen Worte Zimmerer-, Tischler-, Klempner-, Kupferschläger- und Dammscherearbeit ersetzt, mit der Weisung, hiernach die Arbeiten zu vergeben. Die alemannischen Handwerksmeister schüttelten über diese ihnen nicht geläufige, zum Teil gänzlich fremde Sprache den Kopf, und mußten sich vor Einreichung ihres Preisangebots erst noch erkundigen, was mit der Kupferschläger- oder gar mit der Dammscherearbeit eigentlich gemeint sei. Ich tröstete mich mit Vorzug, der trotz Berliner Herkunft seine bekannteste Oper auch nicht „Czar und Zimmerer“ getauft hat. Doch spukt noch heute in manchen süddeutschen Köpfen der Zimmerer, der Tischler, der Klempner und der Fleischer.

Von den zahlreichen derartigen Verballhornungen unsrer Heimatsprache sind in vorstehendem nur einige wenige Beispiele herausgegriffen, die allein schon genügen, die Lächerlichkeit unsres sprachlichen Nachahmungstriebis darzutun. Jede Vogelart pfeift, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, und keine sucht es der andern darin gleichzutun, weder die Drossel dem Finken, noch die Amsel der Nachtigall. „Wer ihn hört und wahnbetört fänge dem Vogel nach, dem brächt es Spott und Schmach.“ Diese Worte Hans Sachsens treffen mit voller Schärfe auch auf unsre bedmesserische Aneignung wesensfremder Sprechart zu.

Aber wie wir den gleichfalls aus dem Norden gekommenen geist- und geschmacklosen Gruß „Mahlzeit!“, jene jottvolle schneidige Redensart, schließlich überwunden haben, so muß es unsrem gesunden Sprachsinne gelingen, auch die sonst noch gedankenlos nachgemachten sprachlichen Torheiten und Fehler auszumergen und unser süddeutsches Sprachgut mit seiner vielfach richtigeren, bestimmteren und verständlicheren Ausdrucksweise vor weiterer nordischer Verseuchung zu bewahren. Dazu aber ist vor allem nötig, daß auch die süddeutsche Presse jenem entarteten heimatfremden Deutsch die Tür verschließt. Der Preuße tut um seiner Stammeigentümlichkeit willen recht daran, an seiner Sprechweise, soweit sie nicht fehlerhaft ist, festhalten. Nicht minder aber soll der Süddeutsche hierin seiner ebenso berechtigten Stammesart treu bleiben und ehrenpflichtig

darauf bedacht sein, daß auch aus seiner Sprache noch der Erdgeruch der Heimat zu verspüren ist. Bei solcher Beachtung und Wahrung der bodenständigen Besonderheiten der deutschen Stämme wird sich deren Zusammenschluß zu einem einzigen

großen Volk und Reich naturgemäßer, freundiger und nachhaltiger vollziehen, als wenn man alles über einen Kamm scheren wollte, zufolge dem Volkstümlichen Grundsatz: Getrennt marschieren und vereint schlagen.

Gustav Rommel / Geschichte von Maxau

III. (Schluß.)

Schon im Sommer 1835 wurde auf der nun vom Markgrafen Maximilian bewirtschafteten Aue der Bau weiterer Gutsgebäude in Angriff genommen, die ökonomische Ausgestaltung und Bodenveredelung auf der Insel sollte alsbald vor sich gehen. Die Errichtung der neuen Hofgebäulichkeiten, zuerst eines großen Schafstalls, war an Beutner, Maurermeisterwitwe von Mühlburg um 245 fl. vergeben worden.

Auf der Südspitze der Insel Maximiliansaue, ehemals Abtsgründel, lag damals noch eine Bastion der einstigen Rheinbefestigungslinie aus dem Anfang des 18. Jahrh., auf der ein kleiner Pavillon stand. Dieser wurde auf Abbruch für 25 fl. an Andreas Wolfzorn von Pforz versteigert.

Auf der Stelle der alte Bastion ließ sich im Jahr 1838 Markgraf Maximilian, dem seine Schöpfung Maximiliansaue besonders am Herzen lag, ein einstöckiges Schloßchen (Pavillon) mit einem gewölbten Keller und einer Laube (Gartenhaus) in der Nähe erbauen, was der Zimmermeister Brannath von Mühlburg nach den Plänen des Hofbaumeisters Künzle um 6000 fl. ausführte.

Als neue und nächste Rheinübergangsstelle für Knielingen und von Karlsruhe her nach der Pfalz, sowie als Schiffslandeplatz war die nördliche Spitze der Insel Maximiliansaue bestimmt worden.

Wegen des zu erwartenden starken Verkehrs von und nach der Landeshauptstadt über den Rhein, der bis dahin nur von Fährnachen besorgt wurde, war schon 1833 der Plan einer Schiffbrücke bei Knielingen aufgetaucht. Ursprünglich als Unternehmen einer Aktiengesellschaft gedacht, für die der bekannte Kaufmann Schmieder eintrat, entschlossen sich schließlich doch die Regierungen der beiden Uferstaaten Baden und Bayern, die Angelegenheit selbst zu übernehmen, und errichteten im Jahr 1839 mit einem Aufwand von 90 000 fl. für Wagen und Fußgänger eine Schiffbrücke, die am 25. August 1840, am Namenstag des Königs Ludwig von Bayern, der Benützung übergeben wurde. Ein großes Volksfest unter Teilnahme der badischen und bayerischen Behörden fand statt. Auf der Mitte der Schiffbrücke war eine Ehrenpforte errichtet, durch die sich ein Festzug der Teilnehmer mit mehr als 40 vierspännigen Wagen (meist Pfälzer mit Weinfässern) bewegte. Man hob damals als besonderen Gewinn hervor, daß durch die Schiffbrücke bei Maxau die Postverbindung zwischen Karlsruhe und Paris 10—12 Stunden an Fahrzeit sparte.

Die erste Schiffbrücke, auf 34 Pontons aus Eichenholz gesetzt, lag etwas weiter stromaufwärts von der heutigen, an der Stelle, wo einmal die Bogen der künftigen festen Brücke den Rhein überspannen werden.

Mit der Schiffbrücke gleichzeitig entstanden die Gebäude für das Bedienungspersonal. Eine Straße (schon 1826 geplant) wurde nunmehr von Knielingen zum Rhein gebaut, auch Kanalpläne¹ von Karlsruhe her wurden wie schon früher erwogen, aber nicht durchgeführt. Markgraf Maximilian trat von seinem Besitz an der Nordspitze der Insel Gelände bei der Schiffbrücke an den Staat und an den Spediteur Albert Bloch von Leopoldshafen, sowie an die Rheinisch-Kölnische Dampfschiffverwaltung ab.

Da nun der neue Rheinübergangsort auch als Badeplatz für Karlsruhe in Frage kam, und der Durchgangsverkehr über die Schiffbrücke gezogen werden sollte, ließ Markgraf Maximilian im Jahr 1840/41 durch Baudirektor Fischer das dreistöckige Gasthofgebäude zum Rheinbad mit Terrassen und Gartenanlagen bei der Schiffbrücke errichten, das in den 1920er Jahren als Gasthof aufgegeben wurde und heute Zollamtsgebäude ist. Dem Gasthof folgte das hübsche Dammeisterhaus zwischen Alt- und Neurhein, erbaut von Baudirektor Kerler, dann das Brückeneinnehmerhaus mit einer Vorhalle, und noch einige Häuser. Die erste Badeanstalt mit zwölf Flußbädern (Kabinen), dem Gasthof angegliedert, kam 1842 in Betrieb; sie wurde vom Zimmermeister Daniel Brannath um 1500 fl. auf einem an Ketten liegenden Floß errichtet und auch von Brannath in der Folge alljährlich auf- und abgeschlagen. 1844 wollte der Gastwirt Blind von der Silberburg bei Durlach zur Flußbadeanstalt noch eine Warmbäderanstalt in Maxau errichten und die in der Silberburg bestehende dahin verlegen. Er fand aber keine Genehmigung. Später errichtete die Stadt Karlsruhe ein weiteres Schwimmbad mit Bade-

¹ Schon unter Markgraf Karl Friedrich befaßte man sich mit dem Projekt eines Kanals Karlsruhe—Knielingen zum Rhein durch Verbreiterung des Landgrabens.

kabinetten und stellte einen eigenen Bade- und Schwimmmeister an.

Die Brückenkopfsiedelung Maximiliansaue (Maxau) bildete nunmehr ob seiner Rheinbäder für die Karlsruher Einwohner ein beliebtes Ausflugsziel.

Das nördlichste Stück des Rheins, etwa 20 Morgen Umfang, bei der Insel Maximiliansaue wurde als Anlegestellen benützt und 1842 als Knielinger Freihafen erklärt. Die neu errichtete Dampfschiffstation und der Hafen zogen nun wegen ihrer günstigen Lage zur Hauptstadt den Verkehr des bisherigen ersten badischen Hafens Leopoldshafen an sich. Die Schifffahrt mit ihrem Verkehr begann schon damals immer weitere stromaufwärts gegen das Quellengebiet des Rheines vorzurücken, eine Erscheinung, die heutzutage anlässlich der Korrektur des Oberrheins in verstärktem Maße zu beobachten ist, die aber auch rückwärts gelegenen großen Hafenorten mit der Zeit den Verkehr mindern kann. (Karlsruher Hafen 1898, Rehl 1900, Basel 1907, künftig zum Bodensee). —

Der Verkehr über die 1840 eröffnete Schiffbrücke von Maximiliansaue (Maxau) war bald lebhaft geworden; die Postwagen, Fußgänger und Reiter nach und von der Pfalz nahmen diesen Weg, Handelswagen und die Pfälzer Wein- und Bierwerke passierten die Brücke, die auch schon am 18. Juni 1849 eine „militärische“ Bedeutung erlangte, als das ganze rheinpfälzische Freischarenkorps hier den Rhein überschritt und bei Knielingen ein Lager bezog.

Auch auf der bayerisch-pfälzischen Seite waren nach Errichtung der Schiffbrücke zunächst die nötigsten Zolldienst- und Unterkunftsgebäude, sowie ein Gasthaus entstanden. Diese Siedelung, im Pforzger Ruhgrund gelegen, war in der ersten Zeit ohne besonderen Namen, sie wurde lediglich mit „an der Brücke“ bezeichnet, oder man sprach von „Bayerisch-Maxau“. Seit dem Jahr 1859, als sich für den badischen Brückenkopf bereits die abgekürzte Bezeichnung Maxau (für Maximiliansaue) eingebürgert hatte, wurde für den pfälzisch-bayerischen Brückenkopf zu Ehren des Königs Maximilian II. von Bayern der Name Maximiliansau² eingeführt.

Im Laufe der 1840/50er Jahre hatte sich das markgräfliche Hofgut bei Maxau, das weiter, wie heute noch, Maximiliansaue genannt wird, unter der Leitung des Verwalters Busam zu einem vortrefflichen Landwirtschaftsbetrieb entwickelt. Die Gutsgebäude mußten inzwischen auch schon wesentlich erweitert werden. Die Insel war ganz urbar gemacht und in Gewanne eingeteilt worden. Die einzelnen Flure tragen heute noch die Namen von Mitgliedern des Großherzogl. Hauses. Im nördlichen Teil der Insel liegen die große Ernestinenwiese, die Friedrichsflur, Amaliensflur, Karlsflur, Elisabethensflur, Wilhelmsflur. Der Gutshof, von Gärten umgeben, in der Mitte der Insel. Südlich davon die Sophiensflur, Leopoldsflur, Alexandrinenflur, Ludwigsflur und die größere Maximiliansflur; in dem teilweise schon verlandeten südlichen Teil des Altrheins der Katersgrund, die neue Wiese (Busamswiese) und die Kellerswiese, später noch die Tullawiese.

Im Jahr 1843 ließ Markgraf Maximilian für den Haupteingang zum Hofgut ein großes eisernes Tor nach Muster eines auf der Augustenburg (Gröbigen) stehenden anfertigen. Die Gebrüder Bentler in Pforzheim lieferten dazu zwei bad. Wappen mit den Buchstaben M M V B nebst 42 großen und 40 kleinen Blumen (Kilien), ferner 71 durchbrochenen Blättchen (Sternchen), alles aus Gußeisen. Die Zusammenfügung des schönen Tores besorgte der Schlosser Zimmermann von Mühlburg. Es ist heute nicht mehr vorhanden.

An der Südspitze der Insel, in unmittelbarer Nähe des Schloßchens, errichtete Markgraf Maximilian im Jahr 1853 dem genialen Leiter der Rheinkorrektion auf der Tullawiese ein Denkmal unter einer Baumgruppe. Ein mächtiger Granitblock trägt die Inschrift: „Dem Großh. badischen Ingenieur-Oberst J. G. Tulla, dem verdienstvollen Gründer der zum großen Nutzen aller Uferbewohner unter der segensreichen Regierung des Großherzogs Carl Friedrich unternommenen Rhein-Rektifikation zum ehrenden Andenken von Markgraf Max von Baden. 1853.“

Im Jahr 1858/59 ließ der Markgraf, weil er gerne längeren Aufenthalt auf der Insel Maximiliansaue nehmen wollte, auf das Schloßchen noch einen zweiten Stock mit einem Kostenaufwand von 3765 fl. aufsetzen. Nun war aus dem Bau ein

² Maximiliansau (Pfalz) ist wie Maxau (Baden) ein Weiter und gehört zur Gemeinde Pforz.

hübsches Gutschloßchen geworden, das etwas erhöht zwischen kleinen Seen, Rosengärten und Gebüschanlagen lag und auf das der mitten durch die Insel gehende Baumgang hinführte.

Im Altstein, der ohnedies von zahlreichem Wassergeflügel belebt war, wurde ein Entenfang eingerichtet, der eine Insel für sich bildete. An der Südspitze stand ein Entenhäuschen, und in der Nähe bewohnte der markgräfl. Entenfänger ein kleines Jägerhaus, heute längst abgegangen, nachdem auch der Entenfang als Jagdinstitut aufgegeben war. Die Anlage ist heute noch gut erkennbar.

Die zum Hofgut Maximiliansau gehörende zweite Insel, der Langengrund, wurde durch Wege und Brücken verbunden, der Wald dort durchforstet, auch ein Teil davon gerodet. Eine Bauhütte für die Arbeiter und ihre Geräte ward damals auf dieser Insel errichtet.

In den 1850/60er Jahren verlegte sich die Gutsverwaltung (noch unter Verwalter Busam, von dem die Busamswiese ihren Namen trägt), neben einer ausgezeichneten Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht, besonders auf das Anpflanzen von Obstbäumen, so daß die Maximiliansau bald die stattliche Zahl von 2600 Stein- und 1300 Kernobstbäumen aufwies; in diesem Ausmaß ist die Obstkultur heute nicht mehr auf dem Hofgut vorhanden.

Ein besonders wichtiges Ereignis für Maxau war die Eröffnung einer Eisenbahn von Karlsruhe zur Rheinübergangsstelle. Die sog. Maxaubahn, von der Stadt Karlsruhe gebaut, nachdem die schon seit Jahrzehnten betriebenen Kanalpläne zum Rhein gescheitert waren, wurde am 4. August 1862 dem Verkehr übergeben. Sie übernahm nicht allein die Beförderung von Personen, sondern sie konnte in Maxau auch den Umschlag von Gütern aus und nach den Rheinschiffen vermitteln. Karlsruhe war damit, wie seinerzeit geschrieben wurde, „dem großen Weltverkehr“ angeschlossen worden. Im Gegensatz zu den schönen andern staatlichen Gebäuden war der Bahnhof Maxau nur ein Holzbau, der bis heute noch blieb. Der sich nun entwickelnde Verkehr veranlaßte die Stadt Karlsruhe, in weitestgehender Weise alsbald den bestehenden „Knielinger Freihafen“ Maxau als städtischen Hafen auszubauen, den aber schon bald (im Jahr 1868) der badische Staat übernahm.

Im Jahr 1862 verhandelte Markgraf Maximilian wegen Erwerbung der benachbarten Rheininsel Rappenvörth, die, obwohl auf badischer Rheinseite, noch der pfälz. Gemeinde Neuburg gehörte. Die Forderung von 450 fl. für den Morgen, d. i. 85 000 fl. für das ganze 189 Morgen umfassende Gelände war damals aber so auffallend hoch, daß der Markgraf doch von der Erwerbung ablah.

Die erste Schiffbrücke von 1840 für den Straßenverkehr erwies sich bei der immer stärker gewordenen Benutzung als zu klein und zu schwach. Sie wurde im Jahre 1864/65 ersetzt durch eine Eisenbahn- und Strassenschiffbrücke, nachdem inzwischen auch die Pfälzische Anschlußbahn nach Winden gebaut war. Am 8. Mai 1865 wurde die neue Brücke eingeweiht. Sie hatte 163 000 fl. gekostet, die von der Stadt Karlsruhe zu einem Drittel, von der Pfalzbahn zu zwei Drittel bestritten wurden. Wie die frühere bestand auch die neue Schiffbrücke wieder aus 34 Schiffen (Pontons von Eisen) mit zwölf Jochen und war 363 Meter (234 absolut) lang, 12 Meter breit. Die Brücke, die heute noch dem Verkehr dient, ein Werk des Oberingenieurs Basler von der Pfalzbahn, war die erste Schiffbrücke Deutschlands, die zugleich den Straßen- und den Eisenbahnverkehr übernahm. Mit besonderen, leichten Eisenbahnlokomotiven werden die Züge über die Brücke gefahren. Das Eisenbahngleis liegt in der Mitte, rechts und links geht der Straßenverkehr.

Bis in unsere Tage hat sich diese Maxauer Schiffbrücke bewährt und das Möglichste geleistet, ihre Tage sind nun gezählt —. Zur Durchfahrt von Schiffen hat sie sich z. B. im Jahr 1931 3831 mal geöffnet gegen 916 mal im Jahr 1864. Oft mußte die Schiffbrücke wegen Hochwassers und Eisgangs abgefahren werden, dann ruhte aller Verkehr der beiden Rheinufer.

Hochwasser sah Maxau häufiger als Niedriggerwasser. Seit Menschengedenken war der Rhein nie so wasserarm als im Jahr 1858, da man mit hohen Stiefeln den Strom überschreiten konnte. Mehrmals hatte der Rhein bei Maxau auch eine Eisbrücke, wie 1830, 1879/80 usw., so daß eine Ueberquerung sogar mit Wagen möglich war.

Im Kriege 1870/71 war Maxau mit seiner Schiffbrücke, wie alle Rheinübergänge, ein wichtiger strategischer Punkt. Die badischen Dragoner bewachten die Brücke, über die am 2. August 1870 das badische Heer gegen Frankreich zog. Beim Schloßchen Maximiliansau waren etliche 24-Pfünder-Kanonen aufgestellt, um die etwa von Straßburg den Rhein herabkommenden Kanonenboote in den Grund zu schießen. Der Rhein selbst war oberhalb der Schiffbrücke durch Versenkung von Kohlenschiffen, Baumstämmen und Floßen gesperrt.

Als Sieger überschritten die deutschen Truppen 1871 auf ihrer Heimkehr die Maxauer Schiffbrücke.

Im Jahr 1880 ging der Gasthof zum Rheinbad mit der Badeanstalt aus markgräfl. Besitz an den Lindenwirt von Eggenstein, Wilh. Schmann, um 30 000 fl. über.

Am 6. März 1882 starb der Gründer von Maxau, Markgraf Maximilian von Baden im hohen Alter von 86 Jahren in Karlsruhe im markgräfl. Palais. Nach seiner letztwilligen Verfügung vom 15. Januar 1876 ging das Hofgut Maximiliansau mit einem Umfang von etwa 180 Hektar und einem Steuerwert von 53 403 fl. nunmehr an den Prinzen Wilhelm über. Der Besitz sollte nach dem Wunsche des Erblassers nicht außerhalb der Großherzogl. Familie vererbt oder veräußert werden. Deshalb wurde das Hofgut 1883 dem Fideikommiß des Großherzogl. Hauses einverleibt. Merkwürdigerweise ließ am 20. Juli dieses Jahres die Herrschaft das von Markgraf Maximilian noch bis in seine Alterstage häufig und gern bewohnte Schloßchen auf Abbruch versteigern um 960 Mark, mit der Auflage, den Keller gehörig auszufüllen und den Platz in kulturfähigen Stand zu setzen. Der Steigerer war Bäckermeister Stang, der dann das Schloßchen in nahezu gleicher Form wieder in der Siedelung Maxau bei den Staatsgebäuden entstehen ließ und in dessen Familie das Gebäude sich heute noch befindet.

An die erhöhte Stelle, auf der das Schloßchen stand, wurde dann das Tulla-Denkmal von der benachbarten Tulla-Wiese, wo es seit 30 Jahren aufgestellt war, veretzt. Hier bezeichnet es nun heute mit einer schönen Baumgruppe die historische Stätte der einstigen Rheinbastion und des nachherigen, abgegangenen Schloßchens.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts war infolge der allgemeinen Verkehrsentwicklung der Hafenverkehr außerordentlich gestiegen. (Zwischen 1870 und 1890 nahezu verdreifacht.) Der Maxauer Rheinhafen war nun zu klein geworden, auch konnten die Einrichtungen einer Hafenanlage nicht wie erforderlich auf der Höhe gehalten werden. Dazu kamen die Geländeschwierigkeiten, Ueberflutung bei Hochwasser usw., welche einen weiteren Ausbau nicht ratsam erscheinen ließen und weswegen sich auch keine größere Industrie am Hafenufer ansiedelte.

Die im Jahr 1884 errichtete Cellulosefabrik von Vogel & Bernheimer blieb das einzige größere Unternehmen am Maxauhafen. Die sonstigen industriellen Anlagen waren unbedeutend und gingen bald wieder ein.

Die Erbauung eines neuen großen Rheinhafens zwischen Darlanden und Mühlburg mit einem Stichkanal zum Rhein in den Jahren 1898/1901 durch die Stadt Karlsruhe legte den Maxauer Hafen still. Er dient nunmehr, abgesehen vom Verkehr der Cellulosefabrik, nur noch als Winterhafen für einzelne Schiffe und die Badeanstalten, sonst durchschneiden Ruderboote seine Wasserfläche.

Auf dem Hofgut Maximiliansau brach im Mai 1915 in den Landwirtschaftsgebäuden Feuer aus, welches die Scheuern und Ställe mit Nebengebäuden in Asche legte. Nur das gegenüberliegende getrennt liegende Verwalterwohnhaus blieb erhalten. Der alsbald vorgenommene Neubau der Hofanlage nach den Plänen von Oberbaurat Hirsch macht einen stattlichen Eindruck. Scheuern und Ställe stehen in Rechteckform einandergebaut, der Mittelbau mit einem Türmchen gezert, dessen Windfahne die Jahreszahl 1915 trägt. Das Glöckchen, das ehemals die Arbeitsleute vom Felde rief, fehlt. Es ward wie viele andere ein Opfer des Weltkriegs. In der Mitte des geräumigen Hofes steht der erneuerte Brunnen.

In den Kriegsjahren 1914/18 liefen über die Schiffbrücke des Rheinübergangs Maxau zahlreiche Züge mit deutschen Vaterlandsverteidigern hinüber und herüber —, aber am 7. März 1923 überschritt eine französische Kompagnie Marokkaner den Rhein auf der Schiffbrücke von Maxau, um diesen Ort nebst Knielingen und den Karlsruher Rheinhafen einige Zeitlang besetzt zu halten.

Neben dem Bahnhof und der Cellulosefabrik mußte auch das markgräfl. Hofgut Maximiliansau die Macht der Franzosen spüren: Am 16. November wurde der Pächter Max Vollmer mit seinem Sohn und einem Knecht verhaftet, nachdem das ganze Anwesen nach Waffen durchsucht worden war. Zehn französische Soldaten hielten das Gut besetzt. Vollmer wurde nach einigen Tagen wieder freigelassen.²

Deutschlands Niedergang seit jenen Schmachtagen muß und wird überwunden werden; das stets fleißige deutsche Volk arbeitet heute kräftig am Aufstieg des Vaterlandes, an der Wiederingangsetzung der Wirtschaft, von Handel und Wandel. Dazu gehört auch als wichtiger Programmpunkt der Hauptstadt Karlsruhe die Ausführung der längst erstrebten festen Rheinbrücke bei Maxau. Das begonnene Bauwerk wird nach seiner Vollendung auch für den Uebergangspfad Maxau selbst ein hervorragender Markstein in seiner Geschichte sein und ein

² Die Schilderung seiner Erlebnisse in „Wilhelm Reichwein, Antelingen, 1924.“ — Max Vollmers Vater und Großvater waren schon Pächter des Hofgutes. Seit 1930 wird es von Hh. Lamprecht bewirtschaftet.

Emporblühen für den Ort bedeuten, das in künftigen Tagen auf die Nachbarschaft, Karlsruhe Stadt und Land, gedeihlich rückwirken möge.

Der Brückenkopf Maxau wird in seinem äußern Bild manche Veränderung erfahren. Da diese neue Brücke für Eisenbahn und Straße etwas südlicher von der Schiffbrücke mit hohen Zufahrtsrampen an beiden Ufern ersticht, wird die bisherige Linienführung von Eisenbahn und Landstraße verlegt und ein neuer Bahnhof an der Auffahrtsrampe erbaut werden, das ehemalige Gasthofgebäude und seine Nebenbauten müssen verschwinden.

Maxau und sein Mutterort Knielingen werden in der Zukunft immer mehr an das Weichbild der Hauptstadt heranrücken, besonders wenn sich die Industrie um den nahegelegenen Karlsruher Hafen weiter ausbreitet. So wird die

Eingemeindung eine Frage nur noch kurzer Zeit wohl sein, und damit wird die badische Hauptstadt das längst erstrebte Ziel voll erreicht haben, mit dem Ufer des vaterländischen Rheinstromes eng verbunden zu sein.

100 Jahre Rückblick im Bestehen des Rheinübergangspunktes Badisch-Maxau:

Alte Kulturzeugen sind im Wandel der Zeiten auch an diesem Ort gefallen; sie haben ihre Schuldigkeit getan. Neue Errungenschaften unserer Fortschrittstage blühen auf; sie werden in gleicher Weise wie die alten der Menschheit dienen, bis auch sie wieder überflügelt sein werden und der Geschichte angehören. Ehidher, der Ewig-Junge sagt:

„Aber nach 500 Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.“

Gustav Baumann / Wunder des Volksliedes

Es war auf der letztjährigen Schwarzwaldbödenwanderung im Spätherbste. Den anfänglich sonnenvergoldeten, schauenden Höhen der Berggrücken hatte der griesgrämige Wettergott die Tarnkappe brodelnder Nebelschwaden immer tiefer über die Ohren gezogen. Eine farbensatte Traurigkeit der Talgründe, untermalt vom garstigen Gurgel der Wildbäche, schwang sich hinan und hinauf zu den höchsten Bergwiesen, deren verspätetes Sommergrün heiter zum einsamen Wanderer hermedergrüßte. In dessen Seele zieht aber erst unbemerkt, dann immer drängender, der Widerschein seiner Umgebung, die nach innen gekehrte, heitere Traurigkeit ein. „Hab' das Wandern satt, ziehe nach der Stadt...“ Die Sehnsucht nach Umzug mit heinesgleichen und anregender Aussprache ist wieder erwacht —

In der Dämmerung eines grauen Samstagabends zog ich durch das „Obere Tor“ der uralten Reichsstadt ein. Auch ihre Straßen vereinsamt, menschenleer. In den Gassen schmalbrüstige Häuserfronten, eng aneinandergeschnitten, der Härte des nahen Winters gewärtig. Ihre schwarzen Fensteraugen träumen schon dem Frühling entgegen. Sommer, Sonne, Saugestrende, wie weit, wie weit! Mich fröstelt an Leib und Seele. Und dennoch! „Wenn Gott der Herr läßt schein' sei' liabi, guati, alti Sunn' im grüne' Wald, alsdann kommt bald auch wieder Freud' und Wonn'“. Fort mit dem Grillensfang! Ein erfrischendes Bad wird dem alten Adam wieder auf die Beine helfen —!

Man weist mich nach dem „Volksbad“. Die müden Knochen tragen mich in den Bezirk einer alten Abtei. In einem alten Weinkellergewölbe des verlassenen Benediktinerklosters schier endlose Reihen von Badeabteilen. Hinter übermanneshohen Verschlägen gurgelt es, dampft es empor zum spärlichen Lichte der Birnen. Davor auf „langer Bank“, mehr kauend als sitzend, Mann an Mann. Junge und alte in bunter Reihe. Im unterirdischen Hell-Dunkel erscheinen ihre abgearbeiteten, ver-rusteten und unrasierten Gesichter noch dunkler, ihre Züge tiefer, ihre Rücken gebeugter als sonst. — Die dampfgeschwängerte Lust macht sie dösig, abgestumpft, göhvorberlichingerisch. Sie kennen nur den einen Wunsch: endlich an die Reihe zu kommen!

Auch einer der vielen Allzuvielen betrete ich den wenig einladenden Raum; diese Welt rechtschaffener Abgekämpftheit. Raum gegrüßt; gemieden! Eintönigkeit und Langeweile liegt bleischwer über dem fargen Rest eines altgewordenen Alltages; einzig und angenehm unterbrochen von klappernden Schritten der Badefrau, deren Takt die Gewölbe verschlucken.

Die allgemeine Stimmung auf unserer „Anlagebank“ wird dadurch nicht rofiger, daß ein rauher, aber herzlicher Streit um die Nachfolge zwischen zwei Badegästen ausbricht. Urhige „Schletterlinge“ werden ausgetauscht. Man verträgt sich wieder.

In dieser wenig angenehmen Lage beneide ich meinen Nachbar zur Rechten. Jetzt ist er „dran“. Rank, schlank, jugendlich, erhebt er sich. Streckt sich, als ob er mir Zeit liehe, ihn zu mustern: blond, breitschultrig, raffig! ein echter Alemanne! Zweifelsohne der gehobenen Arbeiterkategorie angehörig. Eilig verschwindet er hinter der Zellentür Endlich allein! Nun ist jene kurze Zeitspanne gekommen, wo er ganz und restlos „bei sich“ sein kann. Jene wenigen Minuten, die wirklich ihm allein gehören! Diese Ueberlegung läßt ihn aufatmen; macht ihn froh. Das lange Warten lohnte sich. Noch während er sich auskleidet, drängt ein Lied sich auf die Lippen. Denn seine Brause ist noch nicht in Tätigkeit getreten —

Was mag es sein, was er im tiefsten Bad über die Verschläge summt? Erst ganz leise zwar und darum schwer erkennbar. Dies Lied kennst du doch??

Im Begriffe, den Fluß seiner Weise mitzuverfolgen: da stoßt er, der kalte Wasserstrahl der Brause zerschlug ihm den Atem. Aber nur für Augenblicke, die ihm Zeit liehen, aus dem Schabe seiner Lieder ein anderes, lieberes auszusuchen. Da: lauter als zuvor dringt aus dem hölzernen Gefängnis im sonorsten, gepflegtesten Bad ein richtiges, singendes, klingendes

Schwarzwalder Volkslied: „S' sit e sch's Bögli im Tannenbaum...“

Eigentlich gar nicht so dumm! Warum denn nicht? Die Köpfe auf der Anlagebank recken sich, einer nach dem andern. Die Ohren werden spit; die abgehärteten Züge glätten sich. Man paßt auf, ob er gut die Höhen nimmt. Freut sich des, und als das erste Gefäß ganz zu Ende, klatscht es Beifall aus benachbarten Pferchen. Ein alter Mann in meiner Nähe schlägt wahrhaftig ein Lachen an!

Der aber in seinem Kasten läßt sich nicht beirren. Was schert ihn Günst? Was schert ihn Haß? Er ist sein eigener „Kammerfänger“ und stimmt die zweite Strophe an... „Ei Mädli, was sage denn deine Leut', daß uns das Biabe so freut? ...“ Da, horch! Was begibt sich bloß? Aus abgelegener Badezelle überlagert ein tenörriger Diskant die Stimmführung des Basses Grundgewalt meines früheren Nachbarn und ein melodischer Zwiesing schwingt sich hinauf zum dampfgeschwängerten Klostergewölbe, von dem er widerhallt. Unser Inferno ist wie verzaubert; die Lampen lichter, die Menschen aufgeräumter, sogar die bruddlige Badefrau zugänglicher...

Kurzum, es war als ob ein Wunder geschehen sei, und ging doch alles auf die denkbar natürlichste Weise zu. Das Gefühl, daß irgendein dämonischer Bann gebrochen, wie wenn durch Schneegestöber die junge Frühlingssonne scheint, wirkte erlösend; besonders aber auf diejenigen, die sich in ihren Holzfässigen jezt wohler und freier fühlten. Und als gar das Liedesende ins Uebermüthige umschlug: ... „Heid! bu heid! bu bei! Zuhel! 's gibt mer fei' Mensch nix derzua...!“ da schlug auch in der Tat die uranfängliche Stimmung der noch „Un-erlösten“ auf der langen Holzbank, auf der immer wieder neue Einzutömmlinge Platz nahmen, ins Gegenteil um. Vor allem waren es jezt die Boyeninfassen, die nun ihrerseits mächtig ebenfalls auf den Geschmack kamen. Die Idee imponierte ihnen. Ihre Zungen lösten sich. Jeder ging daran, sein Liebergewissen zu erforschen, soweit es noch nicht ganz und gar verrostet war.

Und siehe da: In dem einen Verließ „waren zwei Königs-kinder, die einander so lieb hatten“, im anderen wurde auf melodiose Weise festgestellt, „daß schön sei die Jugend, bei frohen Zeiten“... Der dritte Einsiedler besang den „Speck-salat für sich und seinen Schak“ am kommenden Sonntag, beim nächsten Stellbuchein... Und da inzwischen auch ich an die Reihe kam, ließ ich mich auch nicht lumpen und schmetterte im tiefsten Bierbad: „Im tiefen Keller sitz ich hier...“

Der jäh aufbrechenden allgemeinen Sangeslust Ende war nicht abzusehen. Es herrschte allüberall eitel Freude, Jubel und Wohlgefallen im alten Amtsbereich des weinseligen, weiland Vater Guardian von Anno dazumal. Vergangeneit und Gegenwart, jung und alt ohn' Unterscheid, schienen sich brüderlich im Liede die Hand zu reichen, sich zu versöhnen, zu verbünden, gemeinsam einer besseren Zukunft entgegen.

Diese verzauberte, unterirdische Holldrio- und Dullhöf-timmung ließ deren Urheber fast vergessen. Ihn, dessen Schwungkraft sie alle mitriß, herausriß aus dumpfem Dämmern, aus seelischer Teilnahmslosigkeit. Ein einziger war's. Ein aufgeschlossener, guter, in sich abgerundeter, innerlich freier, einfacher, aber echt deutscher Volksgenosse: mein Banfnachbar zur Rechten. Ueber das Medium des Volksliedes hat er das Wunder vollbracht! Was doch ein Mensch vermag! Im Guten, im Bösen, im Großen, im kleinen Kreise!

Solchen und ähnlichen Gedanken hing ich, neu gestärkt dem Bade entstiegen, noch lange nach auf meinem Lager in der Herberge. Dieser Tag ward mir zum Erlebnis. Ich danke ihm. Ich war ausgezogen, um die liebe alte Heimat einmal aufzusuchen. Er ließ mich die sangliche Seele meiner deutschen Brüder wiederfinden. Er offenbarte, wie es in ihren Herzen immer noch — ganz heimlich zwar, aber heimelig — jubelt, jodelt und singt. Daß ihnen noch Auftriebskraft genug zu eigen, turmhoch über den zermürbenden Schlachtfeldern des Kampfes und liebe Brot zuweilen dem Götlichen näher zu sein. Oh, ja! Ihr habt noch eure Lieder, liebe Brüder, deutsche Volkheit! Dieerhalb bist du gebenedeit und gefeit noch gegen Tod und Teufel. Amen.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“